

DIE REISE ZUM
MITTELPUNKT DER
ERDE

Jules Verne

Wohnhaas Edition

Copyright © 2026 Alexander Wohnhaas

Verantwortlich für den Inhalt:
Alexander Wohnhaas
Wartenburger Str. 43a
86165 Augsburg
Deutschland
kontakt@alexander-wohnhaas.de

Übersetzung: Alexander Wohnhaas
Alle Rechte vorbehalten.

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit realen Personen, lebenden oder verstorbenen, ist rein zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt. Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Rechteinhabers reproduziert, in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln, sei es elektronisch, mechanisch, durch Fotokopieren, Aufzeichnen oder auf andere Weise, übertragen werden.

Coverdesign mit ChatGPT (KI)
Bild: ChatGPT (KI)

CONTENTS

[Title Page](#)

[Copyright](#)

[Vorwort des Herausgebers](#)

[Akt I: Das Dokument von Saksussemm](#)

[Kapitel 1: Professor Lidenbrock](#)

[Kapitel 2: Ein altes Dokument](#)

[Kapitel 3: Das Pergament des Arne Saksussemm](#)

[Kapitel 4: Die Entzifferung des Geheimnisses](#)

[Kapitel 5: Der Schlüssel des Dokuments](#)

[Kapitel 6: Das Zentrum der Erde](#)

[Kapitel 7: Reisevorbereitungen](#)

[Akt II: Island](#)

[Kapitel 8: Reise nach Island](#)

[Kapitel 9: Ankunft auf Island](#)

[Kapitel 10: Professor Fridrickson](#)

[Kapitel 11: Hans Bjelke](#)

[Kapitel 12: Nach Snæfellsnes](#)

[Kapitel 13: Eine Bauernherberge](#)

[Kapitel 14: Im Pfarrhaus](#)

[Kapitel 15: Auf dem Vulkan](#)

[Kapitel 16: Im Krater](#)

Akt III: Der Abstieg zum Mittelpunkt der Erde

Kapitel 17: Hinab in den Schlund

Kapitel 18: Durch die Lavagalerie

Kapitel 19: Auf dem Irrweg

Kapitel 20: Verlegenheiten

Kapitel 21: Wassermangel

Kapitel 22: Not

Kapitel 23: Der Hans-bach

Kapitel 24: Weiter in die Tiefe hinab

Kapitel 25: Rasttag

Kapitel 26 : Verirrt!

Kapitel 27: Im dunklen Labyrinth

Kapitel 28: Ein Spiel der Akustik

Kapitel 29: Rettung

Akt IV: Die Überfahrt

Kapitel 30: Das Meer Lidenbrock

Kapitel 31: Zur See

Kapitel 32: Eine Fahrt über das Meer

Kapitel 33: Ein Kampf der Giganten

Kapitel 34: Ein Geysir

Kapitel 35: Ein Gewitter

Kapitel 36: Abgetrieben

Akt V: An neuen Ufern und im Sturm hinauf!

Kapitel 37: Ein Gebeinfeld

Kapitel 38: Ein fossiler Mensch

Kapitel 39: Ein Proteus der Urwelt

Kapitel 40: Kap Saknussemm

Kapitel 41: Eine Explosion

Kapitel 42: Bergfahrt im Tunnel

[Kapitel 43: Ausgeworfen aus dem Krater](#)

[Kapitel 44: Stromboli](#)

[Kapitel 45: Schluss](#)

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Dies ist der Text, der auch im Rahmen meines Hörbuchkanals *Alexander Wohnhaas* als Hörbuch in Hörspielform auf Youtube veröffentlicht wurde.

Ich habe mich darin, um eine moderne Übersetzung, aber ganz getreu der Originalliteratur von Jules Verne bemüht. Jules Verne zählt dabei zu einem meiner Lieblingsautoren der klassischen Literatur, neben so vielen wie H.G. Wells, H.P. Lovecraft u.v.m.

Ich hoffe, ich wecke damit bei vielen, die phantastische Abenteuerlust von Jules Verne und die Faszination für seine großen Geschichten.

Ich wünsche gute Unterhaltung!

Ihr
Alexander Wohnhaas

AKT I: DAS
DOKUMENT VON
SAKNUSSEMM

KAPITEL 1: PROFESSOR LIDENBROCK

Am Sonntag, dem 24. Mai 1863, kam mein Onkel, Professor Lidenbrock, in großer Eile nach Hause, in sein kleines Haus in der Königsstraße Nr. 19 – eine der ältesten Gassen im alten Stadtviertel von Hamburg.

Die gute Martha musste geglaubt haben, sie habe mit dem Kochen des Mittagessens zu spät angefangen, denn das Wasser im Topf fing gerade erst an zu siedeln.

»Na schön«, sagte ich, »aber wenn mein Onkel Hunger hat, wird der ungeduldige Mann wieder laut werden.«

»Da ist ja schon Herr Lidenbrock!«, rief die erschrockene Martha und öffnete vorsichtig die Tür zum Esszimmer.

»Ja, Martha, aber das Essen darf ruhig noch etwas kochen. Es hat eben erst auf der Michaeliskirche halb zwei geschlagen.«

»Aber warum kommt Herr Lidenbrock schon so früh heim?«

»Das wird er uns vermutlich gleich selbst sagen.«

»Da ist er! Ich verschwinde lieber – Herr Axel, bringen Sie ihn bitte zur Vernunft!«

Und Martha floh in die Küche.

Ich blieb allein zurück. Aber meinen jähzornigen Onkel zur Vernunft zu bringen, war bei meinem eher schwachen Charakter keine leichte Aufgabe. Ich wollte mich lieber klugerweise wieder in mein kleines Zimmer zurückziehen, als die Tür unten aufging, die Angeln knarrten, und die langen Beine meines Onkels hastig über die Holztreppe polterten. Ohne anzuhalten durchquerte er das Esszimmer und stürmte in sein Arbeitszimmer.

Im Vorbeilaufen schleuderte er seinen Spazierstock mit dem Nussknauf in eine Ecke, warf seinen Hut mit dem gegen den Strich gebürsteten Filz auf den Tisch und rief laut: »Axel, komm her!«

Ich war noch nicht einmal vom Fleck gekommen, als er ungeduldig wieder rief: »Nun, bist du immer noch nicht da?« Ich eilte also in das Zimmer meines gefürchteten Onkels. Otto Lidenbrock war kein böser Mensch, das will ich gerne zugeben – aber, falls er sich nicht, was höchst unwahrscheinlich ist, noch ändern sollte, wird er eines Tages als ein schrecklicher Sonderling sterben.

Er war Professor am Johanneum und hielt Vorlesungen über Mineralogie – und dabei geriet er regelmäßig ein- oder zweimal in Zorn. Es war ihm völlig gleichgültig, ob seine Schüler zahlreich erschienen, aufmerksam zuhörten oder Fortschritte machten: solche Kleinigkeiten kümmerten ihn nicht im Geringsten. Seine Vorträge waren, wie man in der deutschen Philosophie sagt, »subjektiv« – für ihn selbst gedacht, nicht für die anderen. Er war ein Gelehrter von der selbstbezogenen Sorte, ein Wissensbrunnen, dessen Kurbel knarrte, wenn man versuchte, etwas daraus zu schöpfen – kurz: ein Geizhals des Wissens.

Solche Professoren gibt es in Deutschland einige. Leider hatte mein Onkel keine besonders klare Aussprache, vor allem nicht, wenn er öffentlich sprach – ein bedauerlicher Mangel für einen Dozenten. In seinen Vorträgen blieb er oft mitten im Satz stecken; er rang mit einem störrischen Ausdruck, der ihm nicht über die Lippen wollte, ein Wort, das sich aufblähte und sträubte, bis es schließlich in der unschicklichen Form eines Fluches hervorplatzte. Und dann war er natürlich wütend über sich selbst.

Nun gibt es in der Mineralogie zahllose halbgriechische, halblateinische Bezeichnungen, die schwer auszusprechen sind – so rau und holprig, dass sie selbst einem Dichter nur schwer über die Lippen kämen. Ich will dieser Wissenschaft nichts Böses nachsagen, aber angesichts von Ausdrücken

wie rhomboedrische Kristallisationen, resin-asphaltische Harze, Gehlenite, Fangasite, Molybdate, Tungstate, Titanate oder Zirkone kann selbst die gewandteste Zunge leicht ins Stolpern geraten.

In der Stadt kannte man diese Schwäche meines Onkels, und man machte sich gern über ihn lustig. Man lauerte ihm auf, reizte ihn absichtlich zum Zorn und lachte ihn aus – was selbst hierzulande nicht als sehr taktvoll gilt. Und da seine Vorlesungen stets gut besucht waren, geschah das weniger aus wissenschaftlichem Interesse als aus reinem Vergnügen über sein aufbrausendes Temperament.

Wie dem auch sei, mein Onkel war – das kann ich gar nicht genug betonen – ein echter Gelehrter. Zwar zerschlug er bei seinen allzu heftigen Experimenten gelegentlich seine eigenen Musterstücke, aber er besaß den scharfen Blick des Mineralogen und das Genie des Geologen. Mit Hammer, Stahlspitze, Magnethadel, Lötrohr und einem Fläschchen Salpetersäure konnte er jedes beliebige Metall anhand seines Bruchs, seiner Farbe, Härte, Schmelzbarkeit, seines Tons, Geruchs oder Geschmacks sofort bestimmen und ohne Zögern einer der über sechshundert bekannten Arten zuordnen.

Deshalb genoss der Name Lidenbrock in wissenschaftlichen Kreisen großen Respekt. Männer wie Humphry Davy, Alexander von Humboldt, Franklin und Sabine besuchten ihn bei ihren Reisen durch Hamburg. Auch Forscher wie Becquerel, Ebelmen, Brewster, Dumas, Milne-Edwards und Sainte-Claire Deville suchten gern seinen Rat in schwierigen chemischen Fragen. Die Wissenschaft verdankte ihm einige beachtliche Entdeckungen. 1853 veröffentlichte er in Leipzig ein großformatiges Werk mit Abbildungen unter dem Titel Transzendente Kristallographie – das allerdings kaum seine Druckkosten einspielte.

Außerdem war mein Onkel Konservator der mineralogischen Sammlung des russischen Gesandten Struve – eines Museums von europaweitem Ruf.

Das also war der Mann, der mich so ungeduldig gerufen hatte: groß, mager, von eiserner Gesundheit und mit einem jugendlich-blonden Aussehen, das ihn zehn Jahre jünger wirken ließ, als er tatsächlich war. Seine großen, ständig rollenden Augen funkelten hinter einer auffälligen Brille; seine lange, scharfe Nase glich einer Klinge. Böse Zungen behaupteten, sie sei magnetisch und zöge Eisenstaub an – eine reine Verleumdung. Die Wahrheit war, sie zog nur Tabak an – und das in beträchtlicher Menge.

Wenn ich noch hinzufüge, dass mein Onkel mathematisch gemessene dreifusslange Schritte machte und stets mit fest geschlossenen Fäusten ging – ein untrügliches Zeichen seines heftigen Temperaments –, dann weiß man genug, um zu verstehen, dass seine Gesellschaft nicht jedermanns Sache war.

Er wohnte in einem eigenen kleinen Haus in der Königsstraße – halb aus Holz, halb aus Ziegeln gebaut, mit gezacktem Giebel. Es lag an einem der Kanäle, die sich wie Schlangen durch das älteste Viertel Hamburgs winden, das beim großen Brand von 1842 verschont geblieben war. Das Dach saß so schief wie die Mütze eines Studenten einer Burschenschaft; das Haus hätte jedes Senkblei zur Verzweiflung gebracht – aber es hielt sich dennoch tapfer, gestützt von einer kräftigen Ulme, die in die Fassade eingewachsen war und im Frühling ihre Blütenzweige durch die Fensterscheiben streckte.

Mein Onkel war, für einen deutschen Professor, als wohlhabend zu bezeichnen. Das Haus gehörte ihm ebenso wie der gesamter Besitz darin. Zum Haushalt zählten seine Patentochter Gretchen, ein siebzehnjähriges Mädchen aus den Vierlanden, die treue Martha – und ich. In meiner doppelten Rolle als Neffe und Waise war ich sein Gehilfe und Assistent bei seinen Experimenten.

Ich gestehe, dass ich den geologischen Wissenschaften nicht abgeneigt war – man könnte sagen, in mir floss mineralogisches Blut – und ich langweilte mich nie inmitten

unserer wertvollen Gesteinssammlungen.

Trotz seines ungeduldigen Wesens konnte man in diesem kleinen Haus in der Königsstraße recht glücklich leben, denn so barsch er manchmal war, liebte er mich doch auf seine ganz eigene Weise. Nur konnte er das Warten nicht ertragen – er wollte sogar die Natur beschleunigen.

Wenn er im April Reseda oder Winden in seine Blumentöpfe pflanzte, zupfte er jeden Morgen an den Blättern, um ihr Wachstum zu fördern.

Mit einem solchen Original war nichts anderes möglich, als zu gehorchen. Also stürzte ich eilig in sein Arbeitszimmer.

KAPITEL 2: EIN ALTES DOKUMENT

Das Arbeitszimmer meines Onkels war ein wahres Museum. Alle erdenklichen Musterstücke aus dem Mineralreich standen dort, sauber beschriftet und mit größter Ordnung aufgestellt – nach den drei großen Gruppen: den brennbaren, metallischen und steinartigen Mineralien. Wie vertraut ich doch mit diesen Spielzeugen der mineralogischen Wissenschaft war! Wie oft hatte ich – statt meine Zeit mit Freunden zu vergeuden – meine Freude daran, diese Graphite, Anthracite, Braunkohlen, Steinkohlen und Torfproben abzustauben! Ebenso die Harze, Erdharze und organischen Salze, die man schon vor dem kleinsten Staubkörnchen schützen musste! Und all die Metalle – vom Eisen bis zum Gold – deren wissenschaftlicher Wert wichtiger war als ihr materieller! Ganz zu schweigen von den unzähligen Gesteinen, mit denen man das Haus in der Königsstraße hätte neu errichten können – und dazu noch ein hübsches Zimmer für mich selbst!

Doch als ich das Arbeitszimmer betrat, kam mir all dies nicht in den Sinn. Mein einziger Gedanke galt meinem Onkel. Er saß tief in seinen großen, mit Utrechter Samt bezogenen Lehnstuhl versunken und hielt ein Buch in den Händen, das er mit ehrfürchtiger Bewunderung betrachtete. »Was für ein Buch! Welch ein Buch!«, rief er begeistert. Dieser Ausruf erinnerte mich daran, dass Professor Lidenbrock auch ein leidenschaftlicher Büchersammler war. Eine alte, zerfledderte Ausgabe hatte für ihn nur deshalb Wert, weil sie entweder selten oder kaum lesbar war.

»Aber sieh doch!«, sagte er aufgeregt. »Weißt du überhaupt, was ich da habe? Das ist ein unschätzbares Kleinod, das ich heute Morgen im Laden des Juden Hevelius entdeckt habe!«
»Wundervoll!«, antwortete ich mit gespielter Begeisterung. In Wahrheit verstand ich nicht, weshalb er so viel Aufhebens um einen alten, in Kalbsleder gebundenen Folianten machte – eine vergilbte Scharteke mit verblichenem Lesezeichen. Doch der Professor fuhr fort, in unerschöpflicher Bewunderung – sich selbst befragend und sich selbst antwortend:

»Ist das nicht herrlich? Ja, prachtvoll! Welch Einband! Wie leicht lässt es sich aufschlagen! Wie wunderbar schließen die Seiten, kein einziges Blatt klafft auseinander! Und sieh dir diesen Buchrücken an – nach sieben Jahrhunderten noch kein einziger Riss!«

Ich sah, dass ich ihn besser über den Inhalt befragen sollte, auch wenn der mich kaum interessierte.

»Und wie lautet der Titel dieses merkwürdigen Buches?«, fragte ich hastig.

»Dieses Werk«, antwortete mein Onkel lebhaft, »ist die Heimskringla von Snorri Sturluson, dem berühmten isländischen Chronisten des zwölften Jahrhunderts! Sie enthält die Geschichte der norwegischen Fürsten, die über Island herrschten.«

»Tatsächlich!«, rief ich so begeistert wie möglich. »Und gewiss eine deutsche Übersetzung?«

»Eine Übersetzung?«, rief der Professor empört. »Und was soll man mit einer Übersetzung anfangen? Wer kümmert sich um so etwas! Nein, mein Lieber – das ist das Original, in isländischer Sprache! In dieser prächtigen, reichen und zugleich schlichten Sprache!«

»Ganz wie das Deutsche«, warf ich schmeichelnd ein.

»Hm«, brummte mein Onkel und zuckte die Schultern, ohne zu bemerken, dass das Isländische – wie das Griechische – drei grammatische Geschlechter kennt und Eigennamen dekliniert wie das Lateinische!

»Ah!«, rief ich, gezwungen, Interesse zu zeigen. »Und wie schön sind die Buchstaben!«

»Buchstaben?«, rief er. »Was meinst du damit? Etwa Druckbuchstaben? Dummer Junge, das ist kein Druckwerk! Es ist ein handgeschriebenes Manuskript – ein Runenmanuskript!«

»Runen?«, fragte ich.

»Ja, Runen! Willst du etwa eine Erklärung dieses Wortes?«

»Nein, lieber nicht«, antwortete ich im Ton eines Beleidigten. Doch mein Onkel ließ sich davon nicht abhalten und fuhr noch eifriger fort, mich über Dinge zu belehren, die mich gar nicht interessierten.

»Die Runen«, sagte er mit leuchtenden Augen, »waren die Schriftzeichen, die in uralten Zeiten auf Island verwendet wurden – und man sagt, sie seien von Odin selbst erfunden! Schau sie dir an, Axel! Bewundere diese Zeichen, die – wie man sagt – von einem Gott stammen!«

Wahrhaftig – statt zu antworten, fiel ich auf die Knie, was ja eine Geste ist, die sowohl Göttern als auch Professoren gefällt.

Ein Zwischenfall unterbrach die Belehrung. Ein schmutziges Stück Pergament fiel aus dem alten Buch auf den Boden. Mit begreiflicher Gier stürzte sich mein Onkel sofort darauf. Ein altes Dokument, das vielleicht seit Jahrhunderten in einem noch älteren Buch verborgen lag – in seinen Augen musste das unermesslich kostbar sein.

»Was ist das?«, rief er.

Er breitete das Pergament vorsichtig auf dem Tisch aus – ein Stück von etwa fünf Zoll Länge und drei Zoll Breite. Es war mit seltsamen Zeichen in Querlinien beschrieben, ein unverständliches Gekritzeln.

Der Professor betrachtete die Zeichen eine Weile, schob dann seine Brille höher und sagte: »Das ist Runenschrift! Diese Zeichen sind genau wie die im Manuskript des Snorri Sturluson! Aber ... was mögen sie bedeuten?«

Da mir das Runische schon immer wie eine Erfindung der

Gelehrten vorkam, um die Unwissenden zu beeindrucken, war ich nicht unglücklich darüber, dass mein Onkel offensichtlich nichts verstand. Das konnte ich an seinen Fingerbewegungen deutlich erkennen.

»Es ist jedenfalls altisländisch«, brummte er in seinen Bart. Und das musste er eigentlich verstehen – denn er galt als ein wahres Sprachgenie. Von den zweitausend bekannten Sprachen und viertausend Dialekten der Welt sprach er zwar nicht alle, aber er verstand doch einen beachtlichen Teil davon.

Weil er die Inschrift nicht sofort entziffern konnte, drohte ihn sein aufbrausendes Temperament zu übermannen. Schon ballten sich seine Fäuste, da schlug die kleine Uhr auf dem Kaminsims zwei Uhr, und die gute Martha öffnete die Tür mit den Worten:

»Das Mittagessen ist fertig.«

»Zum Kuckuck mit dem Mittagessen!«, brüllte mein Onkel.

»Zum Kuckuck mit der Köchin – und mit jedem, der jetzt einen Bissen runterkriegt!«

Martha floh. Ich folgte ihr – ohne recht zu wissen, wie – und fand mich bald wieder auf meinem gewohnten Platz im Esszimmer.

Ich wartete eine Weile. Der Professor kam nicht. Zum ersten Mal, seit ich denken konnte, ließ er das Mittagessen ausfallen. Und dabei gab es ein wahrhaft köstliches Menü: Petersiliensuppe, Eierkuchen mit Schinken in Sauerampfersoße, Kalbsnierenbraten mit Pflaumenkompott, und zum Nachtisch gezuckerte Flusskrebse – dazu ein feiner Moselwein.

All das ließ mein Onkel liegen – wegen eines alten Stücks Pergament!

Pflichtbewusst – und als ergebener Neffe – hielt ich es für meine Aufgabe, für uns beide zu essen. Und das tat ich gewissenhaft.

»Das habe ich noch nie erlebt!«, sagte die gute Martha kopfschüttelnd. »Herr Lidenbrock nicht bei Tisch!«

»Unglaublich«, erwiderte ich.

»Das muss etwas Schlimmes bedeuten!«, fügte sie mit ernstem Blick hinzu.

Ich war da anderer Meinung – für mich bedeutete es nur eines: eine furchtbare Szene, sobald mein Onkel feststellen würde, dass das Essen längst aufgegessen war.

Ich war gerade bei meinem letzten Krebs angelangt, als eine laute Stimme mich aus meinen kulinarischen Freuden riss.

Mit einem Sprung stand ich auf und eilte ins Arbeitszimmer meines Onkels.

KAPITEL 3: DAS PERGAMENT DES ARNE SAKNUSSEMM

»Das ist eindeutig Runenschrift«, sagte der Professor mit gerunzelter Stirn. »Aber ich werde das Geheimnis, das darin steckt, herausfinden, sonst ...«

Er machte eine heftige Handbewegung.

»Setz dich hin«, fuhr er fort und zeigte auf den Tisch, »und schreib.«

Ich war sofort bereit.

»Jetzt werde ich dir jeden Buchstaben unseres Alphabets diktieren, so wie er mit einem dieser Zeichen übereinstimmt. Dann werden wir sehen, was dabei herauskommt. Aber pass gut auf – du darfst keinen Fehler machen!«

Er begann zu diktieren, und ich gab mir die größte Mühe. Buchstabe für Buchstabe sagte er an, und es entstand zunächst ein völlig unverständlicher Text.

Als ich fertig war, riss mein Onkel mir hastig das Blatt aus der Hand.

»Was soll das heißen?« wiederholte er wie mechanisch. Beim besten Willen – ich hätte es ihm nicht sagen können. Aber er fragte mich auch gar nicht, sondern sprach weiter zu sich selbst:

»Das ist eine Geheimschrift«, sagte er. »Der Sinn steckt hinter absichtlich durcheinandergeworfenen Buchstaben, die – richtig geordnet – einen verständlichen Satz ergeben müssten. Vielleicht enthält das hier die Erklärung oder den Hinweis auf eine große Entdeckung!«

Ich dachte für mich: Oder vielleicht auch gar nichts. Aber das sagte ich lieber nicht laut.

Der Professor nahm das alte Buch und das Pergament und verglich beide miteinander.

»Diese beiden Schriften sind nicht von derselben Hand«, sagte er. »Die Geheimschrift ist später entstanden als das Buch – das erkenne ich sofort an einem unwiderlegbaren Beweis. Sieh: der erste Buchstabe ist ein doppeltes M, das in Snorri Sturlusons Handschrift nicht vorkommt. Dieses Zeichen wurde nämlich erst im 14. Jahrhundert in das isländische Alphabet aufgenommen. Also liegen mindestens zwei Jahrhunderte zwischen dem Manuskript und diesem Dokument.«

Das klang tatsächlich sehr schlüssig.

»Das bringt mich auf den Gedanken«, fuhr er fort, »dass diese geheimnisvolle Schrift von einem späteren Besitzer des Buches stammt. Aber wer zum Teufel war dieser Besitzer? Hat er nicht irgendwo seinen Namen vermerkt?« Mein Onkel schob die Brille höher, nahm eine starke Lupe und untersuchte die ersten Seiten des Buches ganz genau. Auf der Rückseite der zweiten Seite entdeckte er einen Fleck, der wie ein Tintenklecks aussah; bei genauerem Hinsehen konnte man aber einige halb verblasste Zeichen erkennen. Mein Onkel merkte sofort, dass das wichtig war; er stürzte sich mit ganzem Eifer darauf – und es gelang ihm mit Hilfe der Lupe schließlich, die folgenden Runenzeichen zu entziffern, die er anschließend mühelos vorlas:

Arne Saknussem.

»Arne Saknussem!« rief er triumphierend. »Das ist ein Name – und dazu ein isländischer Name! Ein Gelehrter des 16. Jahrhunderts, ein berühmter Alchimist!«

Ich sah ihn erstaunt an.

»Diese Alchimisten«, fuhr er fort, »Avicenna, Bacon, Raimundus Lullus, Paracelsus – das waren die wahren Gelehrten ihrer Zeit. Die haben Entdeckungen gemacht, über die wir uns heute noch wundern können. Warum sollte

also dieser Saknussemm nicht ebenfalls eine bedeutende Entdeckung gemacht und sie in einer Geheimschrift verborgen haben? So muss es sein. So ist es!«

Seine Phantasie ging nun völlig mit ihm durch.

»Gewiss«, sagte ich etwas wagemutig, »aber welches Interesse sollte ein Gelehrter daran haben, eine wichtige Entdeckung zu verheimlichen?«

»Warum? Warum? Woher soll ich das denn wissen! Hat Galilei nicht auch seine Beobachtungen über Saturn zunächst verborgen? Wir werden es schon herausfinden! Ich werde dieses Dokument entziffern – und ich werde weder essen noch schlafen, bevor es mir gelungen ist.«

O weh, dachte ich.

»Du auch nicht, Axel«, setzte er ruhig hinzu.

Zum Henker, dachte ich – Welch ein Glück, dass ich vorhin für zwei gegessen hatte.

»Zuerst«, sagte mein Onkel, »müssen wir die Sprache dieser Chiffre feststellen. Das kann nicht schwer sein.«

Bei diesen Worten hob ich aufmerksam den Kopf. Er redete aber weiter mit sich selbst:

»Nichts leichter als das. Dieses Dokument enthält 132 Buchstaben; davon sind 79 Konsonanten und 53 Vokale. Dieses Verhältnis findet man ungefähr bei den südeuropäischen Sprachen, während die nordischen Sprachen viel konsonantenreicher sind. Also handelt es sich um eine Sprache des Südens.«

Das war logisch.

»Aber welche?«

»Dieser Saknussemm«, fuhr er fort, »war ein gebildeter Mann. Wenn er nicht in seiner Muttersprache schrieb, dann sicher in der Sprache der Gelehrten des 16. Jahrhunderts – also auf Latein. Falls ich mich täusche, kann ich es immer noch mit Spanisch, Französisch, Italienisch, Griechisch oder Hebräisch versuchen. Aber die Gelehrten jener Zeit schrieben fast immer Latein. Ich kann also mit ziemlicher Sicherheit annehmen: es ist Latein.«

Ich sprang vom Stuhl. Meine Erinnerungen aus dem Gymnasium sträubten sich gegen den Gedanken, dass dieser Haufen krauser Wörter irgendetwas mit der sanften Sprache Vergils zu tun haben sollte.

»Ja, Latein«, beharrte er, »aber ein durcheinandergebrachtes Latein.«

Mag sein, dachte ich. Wenn du das entwirrst, mein lieber Onkel, bist du ein Genie.

»Untersuchen wir das gründlich«, sagte er und nahm das Blatt wieder zur Hand. »Hier haben wir also 132 Buchstaben, in völliger Unordnung. Da sind Wörter, die nur aus Konsonanten bestehen – wie das erste: ›rnlls‹ –, andere, in denen die Vokale überwiegen, wie das fünfte: ›uneeief‹, oder das vorletzte: ›oseibo‹. Diese Zusammenstellung ist ganz offensichtlich nicht einfach so entstanden; sie wurde nach einer bestimmten Regel hergestellt – einer uns unbekannteren Regel. Ich bin sicher, dass der ursprüngliche Satz ganz normal geschrieben war und dann nach einem System, das wir erst wiederfinden müssen, umgestellt wurde. Wer den Schlüssel zu dieser Chiffre hat, kann sie mühelos lesen. Aber – welcher Schlüssel ist das? Axel, hast du ihn?«

Darauf wusste ich nichts zu sagen – und das aus gutem Grund. Meine Augen waren nämlich unwillkürlich auf ein hübsches Porträt an der Wand gefallen: Gretchens Bild. Das Mündel meines Onkels war gerade in Altona bei einer Verwandten, und ich litt sehr unter ihrer Abwesenheit; denn – ich kann es jetzt ruhig gestehen – die hübsche Vierländerin und der Neffe des Professors liebten einander mit echter deutscher Beständigkeit. Wir hatten uns heimlich verlobt; mein Onkel ahnte nichts davon – er war viel zu sehr Geologe, um für Herzensangelegenheiten einen Sinn zu haben.

Gretchen war eine reizende Blondine mit blauen Augen, ernstem Wesen und festem Charakter – aber sie liebte mich deshalb nicht weniger. Ich dagegen war ihr völlig verfallen,

soweit dieser Ausdruck angemessen ist! Ihr Bild versetzte mich sofort aus der trockenen Welt der Runen in die Welt der Erinnerungen.

Ich sah sie wieder vor mir, wie sie mir half, die kostbaren Steine meines Onkels zu ordnen und zu beschriften.

Gretchen verstand viel von Mineralogie – mehr als so mancher Gelehrte! Sie beschäftigte sich gern mit schwierigen Fragen, und oft hatten wir zusammen studiert und uns dabei sehr glücklich gefühlt. Und wie oft hatte ich die gefühllosen Steine beneidet, die sie mit ihren hübschen Händen berührte!

In meinen Gedanken ging ich schon wieder mit ihr an der Alster spazieren, unter den Bäumen entlang bis zur alten Teermühle am Ende des Sees, dann weiter zur Elbe, den Schwänen gute Nacht sagen – und mit dem Dampfer zurück.

Mitten in diesen süßen Träumereien riss mich ein kräftiger Faustschlag meines Onkels in die graue Gegenwart zurück.

»Sieh her«, sagte er, »der naheliegendste Gedanke, um die Buchstaben eines Satzes durcheinanderzubringen, ist der: man schreibt nicht waagrecht, sondern senkrecht. Wir wollen sehen, was dabei herauskommt. Axel – schreib irgendeinen Satz auf, aber statt die Buchstaben nebeneinander zu setzen, schreib sie untereinander, in Spalten, zu fünf oder sechs Zeichen.«

Ich verstand sofort und schrieb – von oben nach unten – etwa so – ich nahm natürlich einen völlig harmlosen Satz, so dachte ich:

Ich
lie
bed
ich
her
zli
ch,G
ret
che

n!

»Gut«, sagte der Professor, ohne hinzusehen. »Jetzt schreib dieselben Buchstaben zeilenweise nebeneinander.«

Ich tat es – und heraus kam eine ziemlich unleserliche Zeile

»Ganz genau!«, rief mein Onkel und riss mir den Zettel weg.

»Das sieht schon genauso aus wie das alte Dokument! Die Vokale und Konsonanten stehen in derselben wirren Ordnung, sogar Kommas und Anfangsbuchstaben mitten im Wort – genau wie bei Saknussem!«

Wieder musste ich zugeben, dass das durchaus Sinn ergab.

»Also«, fuhr er fort, »um den Satz, den du geschrieben hast – dessen Inhalt ich nicht kenne – wieder zu lesen, brauche ich nur erst die ersten Buchstaben aller Wörter zu nehmen, dann die zweiten, dann die dritten usw.«

Und mein Onkel las, zu seinem und zu meinem größten Erstaunen:

Ich liebe dich herzlich, Gretchen!

»Oho!«, sagte er.

Ja – ohne nachzudenken hatte ich als verliebter Trottel diesen verräterischen Satz hingeschrieben!

»So – du liebst also Gretchen?«, sagte mein Onkel nun in echtem Vormundston.

»Ja ... nein ...«, stotterte ich.

»Du liebst also Gretchen«, wiederholte er und wechselte völlig unbeteiligt das Thema. »Gut. Dann wenden wir dasselbe Verfahren auf das eigentliche Dokument an.«

Er war schon wieder so sehr in seine Aufgabe vertieft, dass er meine unvorsichtige Liebeserklärung sofort vergaß. Zum Glück! Das Herz war für ihn ein unbekanntes Mineral. Die Runen waren wichtiger.

Jetzt wollte er also den Hauptversuch machen. Seine Augen funkelten hinter der Brille, seine Finger zitterten, als er das alte Pergament wieder zur Hand nahm. Er war wirklich erregt. Schließlich räusperte er sich feierlich und diktierte mir – indem er der Reihe nach jeweils den ersten Buchstaben jedes Wortes, dann den zweiten nahm, usw.

Als ich fertig war, war ich selbst ganz aufgeregt; ich konnte in diesen Buchstaben keinerlei Sinn erkennen und wartete nur darauf, dass der Professor jetzt mit donnernder Stimme einen prachtvollen lateinischen Satz vorlas.

Aber – wer hätte das gedacht! – stattdessen knallte er mit der Faust so heftig auf den Tisch, dass die Tinte spritzte und mir die Feder aus der Hand flog.

»Das ist es nicht!«, rief er. »Das ergibt überhaupt keinen Sinn!«

Und im selben Augenblick stürmte er – wie eine Kanonenkugel – aus dem Arbeitszimmer, wie eine Lawine die Treppe hinunter, hinaus auf die Königsstraße – und rannte davon.

KAPITEL 4: DIE ENTZIFFERUNG DES GEHEIMNISSES

»Er ist weg!« rief Martha, die herbeigelaufen kam, als die Haustür so heftig zuflog, dass das ganze Haus davon erschüttert wurde.

»Ja«, sagte ich, »ganz weg!«

»Und ... das Mittagessen?« fragte die alte Dienerin.

»Er wird heute nicht zu Mittag essen.«

»Und das Abendessen?«

»Auch nicht.«

»Wie bitte?« sagte Martha und rang die Hände.

»Nein, liebe Martha – er wird gar nicht mehr essen. Und niemand im ganzen Haus. Mein Onkel lässt uns alle fasten, bis es ihm gelingt, ein altes, völlig unleserliches Gekritzel zu entziffern!«

»Jesus, Maria! Dann bleibt uns ja nichts übrig, als zu verhungern!«

Ich brachte es nicht übers Herz, ihr zu gestehen, dass das bei einem so rücksichtslosen Mann wie meinem Onkel tatsächlich sehr gut möglich war.

Ernstlich beunruhigt seufzte die alte Martha und ging in die Küche zurück.

Als ich allein war, kam mir der Gedanke, zu Gretchen zu laufen und ihr alles zu erzählen. Aber wie hätte ich das Haus verlassen können? Der Professor konnte jede Minute zurückkommen. Und wenn er nach mir rief? Und wenn er dabei seine Entzifferungsarbeit – die selbst dem alten